Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 20 (1949)

Heft: 8

Artikel: Die Arbeitsorganisation in den Heimen für Geistesschwache : (Hilfskräfte, Lehrkräfte, Vorsteher) Aus- und Weiterbildung der Arbeitskräfte

Autor: Conzetti, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-809419

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den lassen; jetzt haben wir gesehen, dass das nicht genügt, dass man mehr tun kann und muss. Unter demselben Eindruck stellt ein anderer Gast die Frage: Welchen Intelligenzquotienten haben diese Kinder? Im ersten Falle kommt die Erkenntnis zum Ausdruck, dass in der geistigen Ernährung der Kinder mehr getan werden könne und müsse, und im zweiten Falle, dass der Fragesteller der Auffassung ist, dies sei eine Angelegenheit des Intellektes. In diesem Falle ist an die Stelle eines unmittelbaren Empfindens für die Bedürfnisse der menschlichen Entwicklung der auf zwei Dezimalen genaue Intelligenzquotient getreten.

In dieser Hinsicht gilt es, den Blick wieder frei zu machen von einer für geistige Belange fragwürdigen Wissenschaftlichkeit, frei für in unserer Zeit notwendige Erkenntnisse über das menschliche Wesen, die auf dem Weg materialistischer Anschauung nicht gefunden werden können, wie die Schrecken der jüngsten Vergangenheit genugsam beweisen.

Wir haben das Privileg, unsere Schützlinge weitgehend unserem eigenen Einflusse zu unterstellen und Unerwünschtes von ihnen fernzuhalten oder zu kontrollieren. Wir haben die Möglichkeit, relativ frei und in einer Geschlossenheit auf die uns Anbefohlenen einzuwirken und ihre Entwicklung zu verfolgen, wie dies z. B. unsere Schule nicht kann. Wir tragen darum auch eine vermehrte Verantwortung dafür, wie sich Erziehung und Schule im allgemeinen in der Zukunft gestalten werden. Mit der Möglichkeit ist uns auch die Pflicht übertragen, Pionierarbeit zu leisten. Im Bewusstsein dieser Verantwortung, meinen wir, sollte unser Gespräch über die Landesgrenzen hinweg geführt werden.

E. Müller, Weissenheim, Bern.

Holland-Reise

Da einige Absagen von Angemeldeten für die Holland-Reise eingingen (Krankheit, Personalwechsel) können noch einige weitere Anmeldungen, insofern sie in Bälde erfolgen, entgegengenommen werden. Das Holland-Programm bietet Prächtiges: Besuche verschiedener Anstalten, Autofahrten zur Besichtigung des Landes, Besichtigung der bedeutendsten Städte, Fahrt mit Motorschiff zur Nordsee usw. H. Bär.

Vergabungen

In hochherziger Weise hat auch dieses Jahr die Firma Henkel & Co. AG., Persilwerke, Basel, für die Aufgaben des Vereins für Schweiz. Anstaltswesen **Fr. 250.—** zur Verfügung gestellt. Diese Gabe sei auch an dieser Stelle bestens verdankt.

Der Vorstand des VSA.

Rücktritt

Auf eigenen Wunsch trat ich am 1. Juli 1949 von der Redaktion des Fachblattes für Schweiz. Anstaltswesen zurück.

Ich möchte nicht verfehlen, hiermit allen jenen zu danken, die mich durch ihre Mitarbeit in der Erfüllung meiner Aufgabe unterstützt haben.

Bern, den 27. Juli 1949.

Regina Wiedmer.

* * *

Es ist uns ein Anliegen, Frl. Wiedmer für ihre Mitarbeit an unserem Fachblatt herzlich zu danken. Sie hat an der Entwicklung unseres Fachblattes einen grossen Anteil, und wir freuen uns, wenn wir sie weiter zu unsern freien Mitarbeitern zählen dürfen. Der Vorstand.

Die Arbeitsorganisation in den Heimen für Geistesschwache

(Hilfskräfte, Lehrkräfte, Vorsteher), Aus- und Weiterbildung der Arbeitskräfte

Von E. Conzetti, Masans

I.

Wenn ich es übernommen habe, in unserem kleinen Kreise von der Arbeitsorganisation in den Heimen für Geistesschwache zu sprechen, so bin ich mir dessen bewusst, dass ich Ihnen nichts Neues bieten kann. Ich muss mich auf Ihre Mitarbeit stützen, denn meine Ausführungen bilden nur die Einleitung zu einer sich hoffentlich lebhaft entwickelnden Aussprache.

Dir. Dr. Baumgartner sagt: «Unsere Aufgabe liegt im Dienen und Helfen, im Tragen und Ertragen. Diese Aufgabe ist durch Jahrzehnte gleich geblieben. Sie wird sich auch in Zukunft nicht ändern.»

Das ist das eine, das Fundament, auf dem unsere Heime mit allen ihren Einrichtungen aufgebaut sein müssen. Wir dürfen hier noch einen Schritt weiter gehen: Ein Volk, das Dienst und Hilfe am Schwachen vergisst, das aus politischen, rassenbiologischen oder anderen Gründen nicht gewillt ist, sie zu tragen, untergräbt seine moralisch-sittliche Kraft.

Das zweite, es sind die Profile, nach denen sich der zu entstehende Bau zu richten hat, wollen wir durch ein Wort von Prof. Dr. Jung festhalten :

«In der Psychotherapie haben wir erkannt, dass im letzten Sinn nicht Wissen und Technik, sondern die Persönlichkeit heilend wirkt, und gleicherweise ist es mit der Erziehung. Sie setzt Selbsterziehung voraus.»

Damit stehen wir mitten in unserer täglichen Heimarbeit. Vergessen wir dabei nie, dass wir von ihr als einer organisierten Erziehungsarbeit sprechen, gegenüber dem natürlichen Erziehen in der Familie. Das Idealbild, das Heim mit Vater und Mutter und wenigen Kindern, lässt sich nicht verwirklichen. Darüber brauchen wir hier nicht weiter zu sprechen. Die Regel ist, dass wir es mit Heimen zu tun haben, in denen 30 und mehr Kinder untergebracht sind. Mit der Kinderzahl wächst die Zahl unserer Mitarbeiter, mit ihr diejenige der Reglemente, Verbote, Arbeits- und Anstellungsverträge.

Sprechen wir von der Arbeitsorganisation in unseren Heimen, so müssen wir uns dessen bewusst sein, dass unsere Arbeit als übernommene Verpflichtung einerseits und übertragene Aufgabe anderseits nach einem bestimmten Plane zu einem vorgesteckten Ziele hinschreitet. In der Verantwortung, die wir übernommen haben, liegen grosse Pflichten. In der Aufgabe, die wir übertragen, liegen neben Recht ebenso grosse Verantwortung und Verpflichtung. Darüber steht: «Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.»

Es scheint mir angebracht, in diesem Zusammenhang einige grundsätzliche Momente zu streifen. Wer glaubt, das Erziehungsheim sei ein Asyl für Ent- und Getäuschte, eine Stätte, des sich in der Welt wieder Zurechtfinden könnens, hat durch die Ueberahme der Arbeit in unseren Heimen den falschen Weg gewählt. Wer das Dienen und Helfen, das Tragen und Ertragen als die Aufgabe übersieht und sie als solche bei anderen Mitarbeitern nicht zu erkennen vermag, wird im Heim immer und überall anstossen, sicher aber auch als verstimmter Mensch über diese Erde pilgern. Und wer nur sein Sonderziel zu erreichen sucht, wird als Egoist in der Anstalts- oder Heimgemeinschaft beiseite geschoben. Wenn Prof. Jung sagt: «Erziehung setzt Selbsterziehung voraus», so ist es das, was wir in erster Linnie von uns und unseren Mitarbeitern verlangen müssen. Wir schätzen jene, die mit einem gesunden Geist auf natürliche Art das geistesschwache Kind zu führen verstehen und ihm durch gesunde, frische Lebensauffassung Vorbild sein können.

Als Leiter dürfen wir nicht vergessen, dass wir zum Heim und Arbeit nicht in gleicher Distanz stehen wie unsere Mitarbeiter, was ich kurz mit zwei Fragen andeuten möchte. «Gosch hai?», ist die an mich gerichtete, «gosch usa?» ist die Frage an den Lehrer. Ich bedaure, feststellen zu müssen, dass es leider immer noch Heime gibt, die den wohnlichen Einrichtungen für ihre Mitarbeiter nicht das nötige Verständnis entgegenbringen. Wir treffen leider noch Vorsteher und Kommissionsmitglieder, denen das Wort Mitarbeiter ein Dorn im Auge ist. Für sie sind sie das Dienstpersonal, die Angestellten in diesem Sinne, für die das Billigste, neben den hohen Löhnen, die man ihnen heute entrichten muss, immer noch gut genug ist.

Vor 20 Jahren hat man es nicht gerne gesehen, wenn der junge Lehrer zum Beispiel im Männerchor des Ortes mitgemacht hat. Heute wissen wir, dass der Kontakt mit der «Aussenwelt», wie wir das so bezeichnend nennen, von grosser Bedeutung ist. Wir sprechen mit Professor Hanselmann, wenn wir festhalten, dass zum ständigen Ausgeben auch das Aufnehmen gehört, fügen aber bei, dass weder ein wahlloses sich beschäftigen noch ein wahlloses sich zerstreuen von Gutem ist. Dass verbotene Früchte besser schmecken, ist ein altes Sprichwort. Die Erfahrung hat mir gezeigt, dass man in einem Heimbetrieb auch ohne Hausschlüssel jederzeit den Aus- und Eingang findet. Alle unsere Mitarbeiter haben ihren eigenen Hausschlüssel. Die Abteilungsleiterinnen melden, wenn sie abends ausgehen, wobei es vorkommen kann, dass sie es auch ein- oder das andere Mal vergessen. Von den anderen Mitarbeitern verlangen wir das nicht. Weil mit und ohne Hausschlüssel auch in den Heimen Unzulänglichkeiten vorkommen können, sei betont, dass es nicht unsere Aufgabe ist, auch noch als Kontrollstelle über unsere Erwachsenen zu funktionieren.

Aus vielen Betrieben hört man heute oft die Klage: «Wenn man nicht alles selber macht, ist es nicht gemacht.» Ist das in einem Heim der Fall, so gewöhnen sich die Mitarbeiter daran, dass der Leiter es sowieso selber macht. Damit manövriert man die Mitarbeiter in eine gewisse Seite der Unselbständigkeit hinein, die für unsere Arbeit nicht von Nutzen sein kann.

Gehe ich im Sommer mit meiner Famlie für einen Monat in die Ferien, das ist bei uns möglich und sollte in jedem Heim zu irgend einer passenden Zeit einmal möglich sein, so freuen sich unsere Mitarbeiter, nicht, weil nun die Katze aus dem Hause ist. Das Recht stellvertretender Leitung nehmen sie mit der ganzen Verpflichtung und Verantwortung stolz auf sich. Es ist ein Vorteil, wenn unsere Mitarbeiter auch einmal im Jahre zum Beispiel sehen, wieviel Post im Laufe einer Ferienwoche ins Haus kommt und erledigt werden muss. Es schadet nichts, wenn sie auch einmal allein eine etwas heiklere Situation überblicken und lösen müssen, um mit einer mehr oder weniger verfahrenen Sache schlussendlich doch auch fertig zu werden. Sie lernen dadurch verstehen, warum der Leiter nicht alle Tage Hand an Spaten und Axt legen kann, gar wenn er noch Schule zu halten hat, wie es bei uns meistens der Fall ist. Nun sehen sie, dass Büroarbeit nicht einfach ein ausruhendes Hinsitzen ist, dass man sie nicht erledigen kann, wie man einen geflickten Bubenstrumpf in den Kasten legt. Das Licht, das bis spät im Büro brennt, sehen sie mit anderen Augen an. Es heisst dann: «Er schafft noch.» Und dazu verstehen wir nun alle, was die Köchin letzthin meiner Frau gesagt hat: «Es ist gut, dass er mit seinen Skiern auszieht.»

In unseren Heimen brauchen wir unbedingt Halt an unseren Aufsichtskommissionen. Je

nach den Verhältnissen ist ihr Gewicht nach jeder Richtung verschieden. Es liegt an uns, das nötige Vertrauen der Kommission zu empfangen und zu erhalten. Es liegt an uns, der Kommission oder den einzelnnen Mitgliedern, neben der alljährlichen Rechnung und dem obligaten Berichte auch das zu sagen, was uns in unserer Arbeit beschäftigt, erfreut und beschwert. Sie können es ja nicht wissen, weil sie als Aussenstehende nur an den Betrieb heransehen, nicht aber in ihn hinein. Für alle Seiten ist es bezeichnend, wenn die Balken des Hauses neu gestrichen werden, oder ein neuer Besenwurf Altes verdecken muss, hinter der gestrichenen Schale der Holzwurm aber ruhig weiternagen darf.

Die Stellung des Heimes und dessen Leiters wie seiner Mitarbeiter in und zur Oeffentlichkeit wäre noch ein Ast an unserem Baume. Es würde zu weit hinausgehen, wenn ich mich mit diesem Problem in diesem Zusammenhang auch noch auseinandersetzen wollte.

Spricht man mit Leuten, die wohl mit unseren Heimen zu tun haben, nicht aber in ihnen arbeiten, so kann man in grossen Zügen, zusammengefasst, zwei Feststellungen machen: Die Wärme des auch im Schatten stehenden Hauses und die Kälte jenes, das an der Sonne liegt. Oft genug haben wir es nicht gerne, wenn man uns den Spiegel vorhält, um durch ihn den Balken im eigenen Auge zu sehen. Da wir die Dinge nur durch unsere Brille besehen und durch unsere Ohren hören können, vergessen wir oft, dass sowohl Seh- als auch Hörschärfe mit den Jahren abnehmen. Nirgends kann man sich leichter an die eigene Arbeitsorganisation binden als in der Arbeit im Erziehungsheim. Und in ihr kann man den immer sich in langer Additionsreihe wiederholenden Fehler 7+6 = 14 machen. Der Unterschied besteht darin, dass in der Buchhaltung Soll und Haben nicht aufgehen und wir verpflichtet sind, nach der Fehlerquelle zu suchen, während wir auf der anderen Seite nicht merken, dass es an der Arbeitsorganisation fehlt. Soll und Haben gehen auf. Am Schlusse unserer Arbeit gleichen sich dann aber Aktiven und Passiven nicht aus. Man ist froh, wenn wir den Spaten endlich aus der Hand geben. Weil der Leiter im Schatten, steht auch das Heim darin. Weil es sich an den Schatten gewöhnt hat, blendet jede Sonne, die durch unsere Mitarbeiter ins Heim getragen werden könnte. Das Heim berührend, gehen diese Sonnen in ihrer Bahn ihre anderen Wege. Gute Vorschläge unserer Mitarbeiter werden in solchen Fällen zu Kritik, weil, das sei ausdrücklich festgehalten, wir die Erfahrenen sind, wir schon jahrelang in der Praxis stehen. Komme sie woher sie wolle, Kritik wird dann für uns immer zum Angriff.

Nach den zu unserer Arbeit mehr Stellung nehmenden, allgemeinen Ausführungen, die jeder Breite und Tiefe entbehren, möchte ich nun von der Arbeitsorganisation in unserem Heim, der Erziehungsanstalt in Masans, sprechen. Auch nach diesen Ausführungen werden sie feststellen, dass ich ihnen weder Rezepte für, noch Rosinen aus einem Kuchen dargereicht habe. Es freut mich doppelt, wenn sie den Schlss ziehen: Er versucht seine Arbeit zu bewältigen, wie wir es auch versuchen.

Unsere Anstalt ist eine Gründung der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Graubünden. In diesem Jahre feiert sie ihren 50. Geburtstag. Sie ist heute eine selbständige, private Stiftung. Von der Stadt Chur aus ist sie in einer guten halben Stunde auf breiter Hauptstrasse, neuen Trottoirs und nachts bei guter Beleuchtung zu erreichen. Die Lage eines Heimes spielt bei Besetzung von frei gewordenen Stellen heute eine nicht unwesentliche Rolle. Mit 48 Kindern ist das Heim heute überbesetzt. Die baulichen Einrichtungen dürfen, trotzdem einige nicht zu korrigierende Mängel bestehen, als gute bezeichnet werden. Das Knabenhaus als Hauptgebäude wurde 1911/12 erstellt. Das Mädchenhaus ist ein Neubau an Stelle eines exproprierten aus dem Jahre 1939. Durch Unter-, Durch- und Ueberführung bilden die beiden Häuser in ihrer Geteiltheit doch eine Einheit. Die Kinder sind in 4 Gruppen, Abteilungen oder Familien untergebracht. Der einzelnen Gruppe steht eine Mitarbeiterin vor. Sie haben ihre eigene Stube, Schlafräume, Waschzimmer und Toiletten. Die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen. Die Kinder gehen in drei Abteilungen bzw. Klassen zur Schule. Die Unterschule führt eine Lehrerin, die Mittelschule ein Lehrer und die Oberschule der Vorsteher. In der Küche arbeiten Köchin und Küchenmädchen. Die Gärtnerei untersteht einem gelernten Gärtner. Sie umfasst 63 a offenen Landes. Dazu kommt der Baumgarten mit rund 100 Stämmen. Meine Frau waltet bald da, bald dort ihres Amtes.

Wir haben einen Sommer- und einen Winterfahrplan. Im Sommer ist um 6 Uhr Tagwache. Im Winter verschiebt sich alles des Vormitags um eine halbe Stunde. Im Sommer halten wir an Nachmittagen keine Schule. Die Gärtnerei beansprucht Hilfskräfte. Wir schenken der Erziehung zur Arbeit in Haus und Garten unsere grosse Beachtung. Ein nicht zu grosser Gartenbetrieb ist das ideale Arbeitsfeld für unsere geistesschwachen Zöglinge und liefert dazu eine Fülle von Stoff für den Unterricht. Beliefert die Gärtnerei neben dem Haushalt auch noch den Churer Gemüsemarkt, so bleibt sie doch Mittel zum Zweck, eine Feststellung, die man hin und wieder in den Jahressitzungen betonen muss. Das Problem der «Freizeit» als der für das Kind freien Zeit, lassen wir nicht ausser acht. Es bildet einen Teil der Erziehung des Kindes zur Selbständigkeit. Im Winter haben wir am Montag- und Mittwochnachmittag Schule. Dem Handarbeitsunterricht ist daneben genügend Zeit eingeräumt. Die kleinen Buben basteln mit der Lehrerin und haben dazu reichlich Gelegenheit zu Spaziergängen in unserer schönen Umgebung. Die grösseren Knabe arbeiten unter des Lehres oder meiner Leitung in der Werkstatt. Neben Basteleien machen sie Holzarbeiten und weben einfache Bettvorlagen. Die Mädchen haben ihren weiblichen Handarbeitsunterricht bei einer Arbeitslehrerin, die zugleich eine Gruppe führt. Wenn es Zeit und Verhältnisse erlauben, treiben unsere grösseren Kinder im Rahmen

der Möglichkeit Sport. Wenn das ganze Volk zum Beispiel Ski fährt, so dürfen es auch unsere Behinderten erlernen. Nachmittags beginnen wir die Arbeit um 13.45 Uhr und hören mit einer unterbrechenden Zwischenpause um 17.45 Uhr auf. 18.45 Uhr ist das Nachtessen, und um 19.45 Uhr kann auf allen Abteilungen Feierabend sein. Das Viertelvor ermöglicht es allen, Anlässe in der Stadt zu besuchen, die ein Viertel nach 8 Uhr beginnen. Da kommen wir und unsere Mitarbeiter bestimmt auf die Rechnung, haben wir doch die Woche durch, wenn wir wissens- oder zerstreuungsdurstig sind, Auswahl nach allen Richtungen. Die Arbeit der Lehrkräfte umfasst die Zeit von 8 bis 12 und von 14 bis 16 Uhr. Montag, Mittwoch und Freitag haben sie bis 18 Uhr Dienst. Nach dem Nachtessen sind sie eine halbe Stunde auf einer Abteilung. Am Samstagnachmittag haben sie frei und jeden anderen Sonntag Dienst. Die Abteilungsleiterinnen haben ihren durchgehenden, freien Nachmittag und eine tägliche Zimmerstunde am Vormittag. An Sonntagen ist der Arbeitsplan gleich wie bei den Lehrkräften. Meine Frau und ich übernehmen an Sonntagen keine Aufsicht. Den Protestanten erteile ich eine Sonntagsschulstunde, während die Katholiken in der gleichen Zeit die Kirche besuchen. Hin und wieder löst mich meine Frau in dieser Arbeit ab. Den Dienst habenden Mitarbeitern ist dadurch auch eine Sonntagsstunde als Freizeit eingeschaltet. In besonderen Fällen müssen auch wir uns selbstverständlich zur Sonntagsaufsicht zur Verfügung stellen. Dazu werden der Gärtner und das Küchenpersonal nie beansprucht. Die durchgehenden freien Nachmittage erfordern da und dort unser Einspringen. Wollen wir einmal abends ausgehen, so stellt sich immer jemand aus dem Kreise unserer Mitarbeiter zur Hütung zur Verfügung.

II.

Ein Regulativ regelt die Ferienzeit. Köchin, Küchenmädchen, Gärtner und Abteilungsleiterinnen haben im ersten Dienstjahr 2 Wochen, Arbeitslehrerinnen 3 und Lehrkräfte und Leitung 8 Wochen Ferien, wovon wir 5 im Sommer beziehen. Nach 5 Dienstjahren erhöhen sich die Ferien um eine, nach 10 um 2 Wochen. Die Ferien der Lehrkräfte und Leitung bleiben gleich. Wir haben in unserer Anstalt eine Sparversicherungskasse. In sie bezahlen Anstalt und Mitarbeiter 5 % des jeweiligen Lohnes. Erfolgt ein Austritt vor Ablauf von 2 Jahren, so wird dem betreffenden Mitarbeiter sein eingelegten Anteil samt Zins ausbezahlt. Erfolgt der Austritt nach dem 2. Dienstjahre, so entrichten wir beide Anteile samt Zinsen. Die Sparversicherung ist einerseits eine Zwangssparkasse und andererseits eine indirekte Lohnaufbesserung. Das Mäntelchen «Eintritt in die Sparversicherungskasse obligatorisch» ist bei Ausschreibungen nicht ganz unwesentlich. Die Lehrkräfte sind bei der bündnerischen Lehrerversicherungskasse angeschlossen. Die Anstalt hat dort ebenfalls ihren Beitrag zu entrichten wie bei der privaten Versicherung der Leitung.

Ich habe Ihnen das Gerippe unserer Arbeitsorganisation mit den mir nötig erscheinenden Ergänzungen zu demonstrieren versucht. Die Arbeit des Einzelnen im Heim, vom Küchenmädchen bis zum Vorsteher, ist Ihnen bekannt. Ob trotz guter Organisation die Arbeit dann pflichtgetreu geleistet wird, ist wieder eine Frage für sich. In diesem Sektor sammeln wir alle neben freudigen auch leidige Erfahrungen. Da haben Sie die Mitarbeiterin, die unter ihrer Flickerei die Lektüre oder gar ihre Korrespondenzmappe verborgen hält. Dort treffen Sie jene andere, die morgens 9 Uhr mit der Kaffeetasse in der Hand schwatzend in der Küche steht. Hier sehe ich sogar einen Lehrer, der es wagt, während des Unterrichts seine Portable zu benützen. Man kann solche Fälle in eine x-beliebige Länge ausdehnen. Stellen wir solches in unserem Heime fest, so müssen wir unbedingt mit unseren Leuten reden. Man kann es auch einmal bei ganz anderer Gelegenheit tun, worauf ich noch zurückkommen werde. Gegenüber Fahrlässigkeit, Unredlichkeit, Liederlichkeit oder krankhaften Abnormitäten gibt es in unseren Heimen weder Belehrung noch Zurechtweisung. Hier ist sofortige Entlassung Pflicht und unser Recht. Fehlen im Gerippe saftiges Fleisch und rotes Blut, so steht unsere Anstalt, also wir in ihr im Schatten. Es fehlt das, was wir als die Linie bezeichnen.

Die Aus- und Weiterbildung der Arbeitskräfte in unseren Heimen ist ein Problem, das die Heimleiter immer beschäftigt hat, das als Aufgabe im Dienen und Helfen, im Tragen und Ertragen immer bestehen bleiben wird. In ihm stand Pestalozzi. Aus ihm entstanden unsere Schulen, heissen sie nun Volks- oder Hochschulen, heilpädagogisches Seminar oder soziale Frauenschule. Im Suchen nach der Lösung des Problems stehen wir in der Gefahr, die jede Bildungsinstitution umlauert. Diese Gefahr müssen wir sehen. Sie alle können feststellen, dass unsere Volksschule heute von der Kritik umkreist wird. Wir dürfen dabei allerdings nicht übersehen, dass wir in der Nachkriegszeit stehen, in der es wieder stärker nach der Devise tönt: «Wer die Jugend hat, hat die Zukunft». Vielleicht hat aber gerade die Volksschule selbst die Zeitschuld zu lange und zu intensiv in den Vordergrund geschoben. Weil sie unsere Volksschule ist, wird ihr aus der Kritik wieder neue Kraft erwachsen.

Auf gleicher Ebene, befrachtet mit gleichen Schwächen und Stärken, liegen alle unsere Bestrebungen um die Aus- und Weiterbildung unserer Mitarbeiter. Verfolgen Sie das Problem vom einfachen Vorlesen bildender Lektüre bis hinauf zu den Aus- und Fortbildungskursen. Sie werden an Jungs Erkenntnis und Bekentnnis nicht achtlos vorübergehen können: «In der Psychotherapie haben wir erkannt, dass im letzten Sinn nicht Wissen und Technik, sondern die Persönlichkeit heilend wirkt, und gleicherweise ist es mit der Erziehung. Sie setzt Selbsterziehung voraus».

Dass wir zur Aus- und Weiterbildung unserer Mitarbeiter Zeit, und vor allem Mut und Energie brauchen, müssen wir wissen. Wir müssen hier

Opfer bringen. Von unseren Mitarbeitern können wir es heute nicht verlangen. Oder ist einer unter uns, der, wie Hanselmann das in Albisbrunn machte, seine Mitarbeiter eine Stunde vor Haustagwache zu Aussprache und Belehrung zusammenbringt?

Ich will Ihnen nicht erzählen, was wir in dieser Richtung alles erlebten. In den 10 Jahren unserer Anstaltstätigkeit haben wir manch Neues begonnen und dabei neben Freude auch Enttäuschung erlebt. Wir werfen die Flinte nicht ins Korn. Wir sind uns dessen bewusst, dass unser Tun in dieser Richtung immer in einem gewissen Versuchsstadium steht. Solange es so ist, werden wir am Problem Arbeitende immer Suchende sein, und das ist gut. Sie dürfen also auch hier weder Rezepte für, noch Rosinen aus einem Kuchen erwarten.

Unsere ehemaligen Mitarbeiterabende, die wir alle 14 Tage durchführten, wurden Opfer der durchgehenden Freizeit, des nicht Zeithabens des einen oder anderen infolge Verpflichtungen gegenüber Vereinen oder aus anderen Gründen, dann aber auch der vollständigen Desinteressiertheit zweier Lehrkräfte, die vorübergehend im Heim tätig waren.

Heute kommen die Gruppenleiterinnen alle 14 Tage zu einer Stunde zusammen, die in ihrer Arbeitszeit, morgens von 8 bis 9 Uhr abgehalten wird. Meine Schüler haben dann mit den Mittelschülern gemeinsam ihre Gesangsstunde. Weder durch mich noch durch unsere Mitarbeiter gibt es Verschiebungs- oder Ausfallsmöglichkeiten ohne triftige Gründe. Auch meine Frau besucht die Stunden. Ihr ist dadurch die Möglichkeit gegeben, mich auf Fehler aufmerksam zu machen. Die Stunde findet in meinem Schulzimmer statt. Ausgestattet mit modernen Embru-Möbeln bildet es den gewissen Rahmen, der uns alle beim Betreten eines fremden Schulzimmers um Jahre zurückversetzt. Ich doziere Einführung in die Psychologie und Erziehungslehre des geistesschwachen Kindes. Dabei schöpfte ich aus der einschlägigen Fachliteratur und aus meinen Erfahrungen. Wir sprechen über Schwierigkeiten an und mit unseren Sorgenkindern. Gründlich besprochen werden alle jene Kinder, die zur Beobachtung in unsere Anstalt eingewiesen werden. Es kommt auch vor, dass wir z. B. darüber sprechen, warum Fräulein X nicht nach Tische mit einem Apfel im Munde auf dem Hofe Aufsicht halten darf, dass Pünktlichkeit ein gutes Selbsterziehungsmittel ist, dass mit unserem Lauterwerden die Kinder gleich auch nachfolgen usw.

Nicht die Wahl des Themas, aber das richtige Mass im Aufbau des zu sagenden ist schwer. Ich weiss, dass nicht alle Mitarbeiter leicht den theoretischen Ausführungen folgen können. Benützt man sie aber mehr als Schale um den Kern des Praktischen, mit dem wir tagtäglich zu tun haben, so ist das Interesse auf allen Seiten viel grösser.

Ich darf Ihnen vom Erfolg unserer Stunden sprechen. Wir können feststellen, dass unsere Mitarbeiter mehr suchende und damit mehr verstehende Erziehungsarbeit leisten. Das ständige Verbieten und Befehlen tritt sichtbar in den Hintergrund. Schon allein solchen Erfolg bezeichne ich als gross. Ob wir mit vielen Kursen, die wohl schöne Vorträge bieten, bei deren Besuch man wieder einmal etwas andere Ansichten hört, vor allem aber auch andere Gesichter sieht, zum erhofften Ziele kommen, frage ich mich. Dabei verkenne ich in keiner Weise ihren Wert und auch nicht die grosse Bedeutung all unserer Tagungen. Es wird aber auch heute so sein, dass wir auseinander gehend feststellen, dass für die Aussprache die nötige Zeit nicht mehr zur Verfügung stand. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie in der nachfolgenden Diskussion über alle meine Zweifel herfallen.

Ganz anders ist die Situation der Aus- und Weiterbildung bei unseren Lehrkräften, weil wir bei ihnen auf eine bestimmte, fast durch die ganze Schweiz gleich bleibende Vor- und Ausbildung aufbauen können. Wir freuen uns immer, wenn unsere Lehrer und Lehrerinnen Kurse besuchen. Die Anstalt übernimmt gerne davon den finanziellen Anteil. Gelegentliche Aussprachen und Schulbesuche sind in unseren Heimen nicht genügend. Die Internatsschule beschreitet andere Wege als die Volksschule, und der Heimschule für Geistesschwache stehen andere Mittel und Möglichkeiten zur Verfügung als der Volksschule. Darüber wird Herr Bolli sicher in interessanter Art berichten. Ich weiss, dass wir hin und wieder eine Hauslehrerkonferenz abhalten sollten. Früher haben wir es in zwangsloser Art gemacht, haben dann aber feststellen müssen, dass auch wir als Erzieher eines gewissen Zwanges bedürfen. Lehrer und Lehrerin haben Gelegenheit in einer heilpädagogischen Arbeitsgemeinschaft, mit ganz gutem Gewissen darf man den Namen fast nicht aussprechen, mitzumachen. Wir treffen uns in Chur alle 14 Tage oder drei Wochen und besprechen Probleme, die sich aus der Arbeit am geistesschwachen Kinde in den Churer Förderschulen und in unserer Anstalt ergeben. Dem Bedürfnis unserer Mitarbeiter, hin und wieder einen Abend gemeinsam in unserer Stube, wie wir das früher machten, zusammenzusitzen, konnten wir bis dahin noch nicht Rechnung tragen.

Einerseits kommen unsere Mitarbeiter aus Bildungsanstalten, wie man das so schön nennt, anderseits aus dem Haushalt, der Landwirtschaft, aus Hotels, Spitälern oder anderen Anstalten. Es ist eine Ausnahme, wenn sich Absolventinnen einer sozialen Frauenschule an frei gewordene Stellen in unserer Anstalt melden. Nicht viel anders wird es auch in Ihren Heimen sein. Diese Situation, verbunden mit dem heute stärker in Erscheinung tretenden Wechsel der Mitarbeiter, hat mich auf den Gedanken gebracht, «Ausbildungskurse» im Heim selbst durchzuführen. Ich glaube, wir könnten einen Schritt weiterkommen, wenn die Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache diesen Gedanken zu ihrem Studienproblem machen würde. Vielleicht liesse sich, und hier sehe ich in eine ferne Zukunft, eine

Lösung finden, wie wir sie in dieser Frage bereits in den schweizerischen Heil- und Pflegeanstalten vor uns haben.

Man sagt, wir sollten einen guten Freund haben, der, wenns nötig wird, wenn wir es selbst vergessen sollten, uns an das Bilanzziehen erinnert, der uns auf Schatten werfende Wolken über unserem Heime aufmerksam macht. In diesem Sinne Freund zu sein ist sehr schwer, und fast unmöglich ist es, einen solchen zu finden. Es ist gut und notwendig, dass wir in unserem Kreise zusammenkommen, um uns über unsere Heimprobleme auszusprechen. Ich danke dem Vorstand unserer Hilfsgesellschaft für die Einladung.

Die Nachwuchsfrage in der privaten sozialen Arbeit

Von Elisabeth Zellweger, Basel

Das, was wir soziale Arbeit nennen, ist eine verhältnismässig neue Errungenschaft, zum mindesten als bezahlter Beruf. Armenfürsorge gab es ja immer, aber früher hatte man Hausarme, oder aber die Arbeit wurde als religiöse Pflicht getan, und zwar fast ganz auf freiwilliger und privater Basis. Zum sozusagen weltlichen, bezahlten Beruf wurde sie erst seit einigen Jahrzehnten. Man sah ein, dass auch helfen, Arme und Schutzbedürftige betreuen einer Schulung bedurfte. So entstanden vor ca. 40 Jahren die ersten sozialen Frauenschulen auf rein privater Grundlage, man konnte sich da wohl eine Ausbildung und einen Ausweis, aber kein staatlich anerkanntes Diplom holen.

Heute haben wir sowohl beim Staat als bei der privaten Fürsorge eine grosse Zahl von bezahlten diplomierten Berufskräften.

Es ist aber weder wünschbar noch möglich, alle soziale Arbeit nur zur bezahlten und zur reinen Berufsarbeit zu machen. Geschähe das, so gingen der privaten Arbeit und auch dem Staat Mittel und wertvolle Kräfte verloren.

Während es aber in früheren Zeiten meist nicht schwierig war, Leute zu finden, die freiwillig eine gemeinnützige Arbeit taten, hält es heute oft sehr schwer, Menschen zu finden, die ihre Zeit für solche Aufgaben hergeben können und wollen. Ehemals gab es eine gewisse Frauenschicht, die ihre freie Zeit zur Verfügung stellen konnte. Es war auch eine grosse Zahl junger Mädchen bereit, an irgend einem Werke mitzuarbeiten, weil es bei den sogenannt besseren Ständen noch nicht Sitte war, dass junge Mädchen einen Beruf erlernten und ihn dann ausübten. Heute dagegen dürfte es kaum mehr eines geben, das nicht so gut wie sein Bruder eine Berufsausbildung bekommt. Dass es dann seinen Beruf ausüben will, scheint eine Selbstverständlichkeit. Viele bilden sich in den sozialen Frauenschulen aus und werden dann Berufsfürsorgerinnen. Es hat sich nun seit langen Jahren gezeigt, dass es beides braucht, die freiwillige und die bezahlte soziale Arbeit.

Heute tut ja der Staat viel, was früher Private taten, und die private Fürsorgearbeit hat sich stark geändert. Aber niemals wird sie aufhören dürfen. Die staatliche oder halbstaatliche Arbeit wird immer neben der privaten einhergehen.

Es ist doch meist so. Jemand sieht einen Notstand, den er beheben will, er findet andere, die er dafür begeistern kann, und schon ist eine Schar da, die miteinander arbeitet. So war es bei den Freundinnen junger Mädchen und den Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit (heute Frauenhilfe), die beide auf Josephine Butler, diese grosse Kämpferin für e i n e Moral für Mann und Frau, zurückgehen. So war es auch im Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein und vielen andern.

Bald sah man sich allerdings genötigt, in bescheidenem Masse Berufsarbeiterinnen anzustellen, da eben die freiwilligen Helferinnen, besonders auch die verheirateten, manchmal versagten, weil andere Pflichten sie in Anspruch nahmen. Immerhin blieb es bei den privaten Institutionen sozialer Art dabei, dass der Vorstand unentgeltlich arbeitete oder doch nur eine gewisse Entschädigung bekam für besonders zeitraubende Arbeiten, wie z. B. das Quästoramt, das in mancher Institution schwer zu besetzen war, weil es eben viel Zeit erforderte. In von Männern geleiteten Institutionen stellte sich vielleicht dann ein Mann zur Verfügung, der die eigentliche Arbeit in seinem Büro machen lassen konnte. Bei den Frauen wird es selten so sein. Eine Quästorin, besonders eines grössern Werkes, nimmt eine grosse Arbeit auf sich.

Es kann hier nun nicht im einzelnen davon geredet werden, wie die soziale Arbeit sich wandelte. Was uns heute beschäftigt, ist: wie gewinnen wir Mitarbeiter in Vorständen oder auch als Hilfsarbeiterinnen, die sich freiwillig zur Verfügung stellen? Ich glaube, dass das leichter ist in «Männerwerken», weil Pfarrer, Vorsteher von sozialen Staatsgebilden, Aerzte, Advokaten u. a. neben ihrer bezahlten Berufsarbeit sich je und je gewinnen lassen, einige Zeit privater gemeinnütziger Arbeit zu widmen.

Viel schwieriger ist das bei den Frauen. Die Frauenschicht, welche früher mitzuarbeiten bereit war, weil sie Hausangestellte hatte, die die laufende Hausarbeit taten, so dass sie sozusagen nur die Aufsicht zu führen hatte, findet diese heute schwer oder aber kann sie sich nicht mehr leisten bei den hohen Löhnen; denn niemand wird verkennen, dass gerade diese Frauenschicht sich gewaltig umstellen musste, und es vielfach in bewundernswerter Weise tat. Die jungen Mädchen fallen auch weitgehend ausser Betracht, weil, wie schon erwähnt, heute sozusagen jedes Mädchen einen Beruf erlernt, den es dann eben auch ausüben will. Das ist sein gutes Recht, so gut wie das des jungen Mannes, und glücklicherweise setzt